

## Horst Kern

### Ein paternalistisches Experiment: Dorothea Schlözer

Paßt dieser vielleicht berühmteste Fall einer Frauenpromotion überhaupt in diese Vorlesungsreihe, in der es um Etappen der Emanzipationsgeschichte von Frauen im Bildungswesen geht? Nun ist einerseits der Fall „Dorothea Schlözer“ in der Tat – vor allem von der bürgerlichen Frauenbewegung – als bemerkenswerter Schritt der Emanzipation der Frauen durch Bildung, insbesondere Studium, präsentiert worden. Und so erinnert sich auch die Universität Göttingen – die sich ja ihre Herkunft aus der Aufklärung zugute hält – gern an die frühe Promotion von Dorothea Schlözer, auch indem die Universität seit 1958 die Dorothea-Schlözer-Medaille verleiht – an Frauen, „die sich für den Gedanken der Frauenbildung, vor allem des Frauenstudiums an Hochschulen, in besonderer Weise eingesetzt haben“.<sup>1</sup> Andererseits handelt allerdings der Fall, um den es geht, entscheidend von einem Mann, demgegenüber die Frau nur Objektstatus hatte.

Der Mann ist August Ludwig Schlözer, Dorotheas Vater. Die Beziehung zwischen beiden war bestenfalls ‚benevolenter Patriarchalismus‘, kaum ein Verhältnis der Emanzipation. Doch vor der Interpretation zunächst einmal die Geschichte selbst.

Ort der Handlung: Göttingen 1770 (Dorotheas Geburtsjahr) bis ungefähr 1787 (das Jahr ihrer Promotion).

Die Geschichte dieser Frau muß mit der Geschichte Schlözers beginnen, denn Dorotheas Lebenslauf ist ohne ihren Vater, ohne die Haltungen, die er verkörperte, nicht zu begreifen.<sup>2</sup> August Ludwig Schlözer war unter den (vielen famosen) Göttinger Professoren des 18. Jahrhunderts einer der bedeutendsten und bekanntesten. Seine wissenschaftliche Relevanz kann aus unterschiedlichsten Fachperspektiven beschrieben werden. Als empirischer Soziologe<sup>3</sup> wird man vor allem sein scharfes Methodenbewußtsein in der Aufnahme sozialer Tatbestände in den Vordergrund stellen. Bekannt war Schlözer nicht nur in wissenschaftlichen Kreisen, sondern auch beim breiten Publikum, weil er auf Wirkung

---

1 Senatsbeschluß vom 7.5.1958: Universitätsarchiv Göttingen Rektoratsakte 1106-1.

2 Das, was ich im folgenden darlege, beruht auf einer Studie, die Bärbel Kern-Lange und ich vor Jahren gemeinsam verfaßt haben: Bärbel Kern / Horst Kern, Madame Doctorin Schlözer. Ein Frauenleben in den Widersprüchen der Aufklärung, München <sup>2</sup>1990. Dort finden sich auch genaue Nachweise der Zitate. Die Verantwortung für die vorliegende Version trage ich natürlich allein.

3 Horst Kern, Schlözers Bedeutung für die Methodologie der empirischen Sozialforschung, in: Anfänge Göttinger Sozialwissenschaft. Methoden, Inhalte und soziale Prozesse im 18. und 19. Jahrhundert, hrsg. v. Hans-Georg Herrlitz und Horst Kern, Göttingen 1987, S. 55-71.

abzielte und auch breite Wirkung erreichte. Vierhaus nannte ihn den pragmatischsten, politischsten, polemischsten unter den Historikern. „Er kam dem zunehmenden politischen Interesse des aufgeklärten gebildeten Publikums, das nach historischer Belehrung und Erklärung verlangte, am weitesten entgegen.“<sup>4</sup> Schlözers Zeitschriften erreichten höchste Auflagen (seine *Staatsanzeigen* bis zu 4400 Exemplare).

Eine Facette der vielfachen Aktivitäten Schlözers war die eines Kindererziehers – und es war diese pädagogische Neigung Schlözers, die für das Schicksal Dorotheas wichtig, ja mitentscheidend werden sollte. Wir wissen von ihm selbst, daß er bis 1771 an der Erziehung von mindestens 50 Kindern beteiligt war und sich zum Kindererzieher prädestiniert fühlte. Er traute sich sowohl die wissenschaftliche Qualifikation zu als auch jenes „pädagogische Talent“, das man „von Natur“ habe und ebensowenig in einem Lehrerseminar wie auf der Universität lernen könne. Daß er eine pädagogische Ader besessen hat, die er – als Aufklärer – für die Sache der Vernunft zu nutzen suchte, beweisen einige Kinderbücher, die bald, und zwar parallel zu Dorotheas Erziehung, unter seinem Namen erschienen sind – nicht zuletzt eine *Vorbereitung zur Weltgeschichte für Kinder*, gedacht für wenigstens 10jährige, mit der die Qualifikation vermittelt werden sollte, „Zeitungen [zu] lesen und vom Weltlauf vernünftige, nicht kannengießende Notiz nehmen [zu] können“.

Es war dieses sein pädagogisches Handeln, das Schlözer in Konflikt brachte mit dem vielleicht populärsten Pädagogen seiner Zeit: Johann Bernhard Basedow. Die Gründe für diesen Konflikt sind im einzelnen unklar. Konkurrenzneid und die Tatsache, daß Schlözer überhaupt ein Streithammel war, dürften eine Rolle gespielt haben. Gewiß gab es aber auch wichtige Unterschiede im didaktischen Ansatz. Schlözer meinte z. B., daß man in der Kindererziehung systematischer vorgehen müsse, als es Basedow mit seiner Betonung des spielerischen Elements im Elementarunterricht tat. Auch störten ihn die schönen, nach seiner Auffassung aber falsch plazierten, überhaupt unnötigen und viel zu teuren Kupferstiche, die Basedow von Chodowiecki zur Illustration seines Elementarbuches hatte anfertigen lassen. Er wollte „nicht das ganze Heil des Kinderunterrichts im Bildersehen“ wurzeln lassen. Andere von Schlözers Bedenken sind besonders ernst zu nehmen: Schlözer kritisierte die Trennung von Schule und Arbeit, die Trennung der Praxis von der Theorie und die mangelnde Überprüfung der pädagogischen Theorie durch praktische Anwendung; er betonte die wissenschaftliche Fundierung didaktischer Werke („Gelehrte von Profession“); gab dem „Realbezug“ den Vorzug vor dem „Verbalbezug“ – kein kenntnisloses Schwatzen. Starke

---

4 Rudolf Vierhaus, Die Universität Göttingen und die Anfänge der modernen Geschichtswissenschaft im 18. Jahrhundert, in: Geschichtswissenschaft in Göttingen, hrsg. v. Hartmut Boockmann und Hermann Wellenreuther, Göttingen 1987, S. 9-29, Zitat S. 18.

Unterschiede zwischen den Auffassungen Schölzers und Basedows bezogen sich dann auch auf die Gebiete der Religion und der moralischen Erziehung, die Geschichte, die Mathematik sowie auf die lateinischen und griechischen Klassiker. Es waren dies genau die Gebiete, denen Schölzer in seinem Erziehungsplan einen hohen Stellenwert einräumte.

Als überzeugter, leidenschaftlicher Empiriker, der er war, wollte Schölzer die Richtigkeit seines Ansatzes an Tatsachen beweisen. Kopfschüttelnd hatte er zur Kenntnis genommen, daß Basedow keine empirische Überprüfung der Brauchbarkeit seiner Werke vorsah und keine empirisch gestützte Verbesserung der Methodik und Didaktik anstrebte, daß er dagegen mit „eingebildeter Unfehlbarkeit“ und dem angeblichen „Vorsatz, in dem projektierten Elementarwerk überhaupt ein für alle mal nichts zu ändern“, sich unterstand, ein Methodenbuch zum Gebrauch für Väter und Mütter zu schreiben, „ohne vorher die Brauchbarkeit seines Elementarbuches bewiesen zu haben“. Es ist ein schönes Zeichen für Schölzers unerschütterlichen Glauben an die Beweiskraft der Empirie, offenbart aber auch schon eine in sozialer Hinsicht bedenkenlose Rigorosität seiner Überzeugungen, daß ihn diese Kritik an Basedow geradewegs in ein Erziehungsexperiment hineintrief – und zwar in ein Experiment mit Dorothea. Er setzte darauf, wie er sagte, „an ihr zu beweisen, daß ich in puncto Pädagogik nicht der Ignorant wäre, wofür mich Basedow erklärt“ hatte. Die Auswahl gerade einer Tochter für den empirischen Nachweis war demgegenüber ein Nebenaspekt der Sache.

Basedow verfolgte zwar ein Frauenbild und eine Einstellung zur Erziehung von Mädchen, die er aus Rousseaus Entwurf des Geschlechterverhältnisses ableitete (allerdings unter Abzug jedes bei Rousseau noch erkennbaren emanzipatorischen Anspruchs). Dies hätte man kritisieren können, war freilich für Schölzer offenbar überhaupt kein Anlaß zur Kritik. Schölzer ging es also nicht darum, mit empirischen Mitteln die Rousseau-Basedowsche Konzeption des Geschlechterverhältnisses zu widerlegen. Schölzer griff auf ein Mädchen, auf Dorothea, zurück, nicht weil sie weiblich war. Er griff auf sie zurück, weil sie just zu dem Augenblick, als es ihm darauf ankam – zu Beginn der siebziger Jahre des 18. Jahrhunderts –, das einzige Kind war, das er besaß. Daß sie ein Mädchen war, stellte für ihn keinen Hinderungsgrund dar – doch mehr Bedeutung kam dieser Tatsache nicht zu.

Das Erziehungsexperiment hat Schölzer im wesentlichen selbst durchgeführt und in Protokollnotizen sauber dokumentiert. Diese beginnen mit Beschreibungen zu Dorothea im Alter von 15 Monaten (das war sechs Monate nach seinem Kommentar zu Basedow). Vom fünften Lebensjahr an glaubte er, klare Erfolge feststellen zu können. Von da an bezeichnete Schölzer Dorothea ganz ausdrücklich als seinen „Anti-Basedow“.

Die Erziehung Dorotheas im einzelnen darzustellen, ist hier nicht nötig. 10 Jahre später hatte Dorothea eine aufregende Italienreise – die damals verbreitete *tour* – hinter sich gebracht, zu der sie den Vater begleiten durfte. Danach ging die Erziehung mit gesteigerter Intensität weiter, verlor aber etwas an Systematik. Zu einem wichtigen Punkt avancierte jetzt, daß Dorothea überhaupt arbeitete. Denn, so Schlözer: „Leere Stunden“ müßten besonders bei weiblichen Personen – nun kam also doch die Geschlechtercharakteristik etwas ins Spiel – und erst recht in einem gewissen Alter ausgefüllt werden. Wichtig wurde, daß Dorothea beschäftigt war. Denn: „Beschäftigung sichert ein 16-jähriges Mädchen vor den Anfechtungen des Teufels“.

Wie auch immer: Dorothea saß jetzt in den Kollegs ihres Vaters und besuchte die theologischen Vorlesungen von Michaelis. Mathematik und Mineralogie studierte sie privatissime bei Kästner und Gmelin – alles Kollegen ihres Vaters. Die weitere Sprachausbildung besorgte Schlözer selbst, bis Dorothea Literatur in zehn Sprachen lesen konnte (wobei die Schöne Literatur aus ihrem Curriculum jedoch verbannt blieb).

Ins Jahr 1787 – Dorothea war jetzt 17 – fiel nun das 50-jährige Jubiläum der Universität. Allerlei Ehrungen standen an. Michaelis, damals auch Dekan der Philosophischen Fakultät, kam nun mit der Idee auf, Dorothea im Zusammenhang mit der Jubelfeier die erste weibliche Studentenmatrikel oder gar das Magister-Diplom zu verleihen. Schlözer war begeistert, bestand aber auf einem ordentlichen Examen auf der Grundlage des üblichen Rappports über das geleistete Studium.

Am 30. Juli 1787 forderte Michaelis den Rapport an. Am 17. August reichte Dorothea ihr *curriculum vitae* ein. Am 25. August fand im Hause Michaelis vor sieben Fakultätsmitgliedern die Prüfung statt. Michaelis schrieb nach positiver Beschlußfassung auf Dorotheas *curriculum* folgende Protokollsätze, die mit zu den Promotionsakten genommen wurden: „Mademoiselle Schlözer ward von mir, dem Dekan, Herrn Hofrat Kästner und Meister examiniert, und die Magisterwürde ihr zuerkannt, die ihr im Jubiläum erteilt werden soll. Statt des Eides, der ihr verlesen wird, gelobt sie dem Dekan den Inhalt durch den Handschlag.“

Die Proklamation Dorothea Schlözers zur ersten *Magistra* (Doktorin?) der Philosophie in Deutschland fand am 17. September 1787 in der Paulinerkirche im Rahmen des Festakts zum Universitätsjubiläum statt. Persönlich teilnehmen durfte Dorothea als (unverheiratete) Frau nicht.

Schlözer spiegelte sich im Erfolg Dorotheas, den er als den seinen ansah. Nun hatte er es Basedow endgültig gegeben. Einem Freund schrieb er: Gegen Basedow „dient mir das Urteil

der hiesigen philosophischen Fakultät, die notorisch in solchen Dingen nie gespielt hat, statt eines Attestats“. Der Freund, Graf Schmettow, beglückwünschte Schlözer: „Sie, edler Freund“, schrieb er, „konnten Basedow (auf den ich nichts halte) gewiß nicht bündiger widerlegen, als auf die Art; wenn doch alle gelehrte Streitigkeiten so geendigt würden.“ So weit der Gang der Ereignisse. Welches Fazit ist zu ziehen? Hier zunächst ein Zwischenfazit, denn der Faden der Beschreibung muß vor der Gesamtbeurteilung noch einmal aufgenommen werden:

1. Schlözers Motive für das Experiment waren zunächst ernüchternd trivial. Mit Emanzipation hatte das nicht viel zu tun. Dennoch enthielt die Motivkonstellation ein außergewöhnliches – ‚progressives‘ – Moment. In seiner Konzeption war Schlözer, um ein Wort von Theodor Heuß aufzunehmen, „der Aufklärer aus dem Bilderbuch“. Er teilte die Zentralidee des Naturrechts, daß die Menschheit „ursprüngliche Rechte“ besitze, die unverzichtbar seien. In dieser Konzeption der Menschenrechte war er bemerkenswert frei auch von patriarchalischen Vorurteilen. „Kann man“, rief er pathetisch aus, „einem Menschen ein Menschenrecht nehmen, weil er ein Weib ist?“ – „Nein“. Entsprechend war auch Schlözers pädagogisches Programm nicht nur für Knaben, sondern auch für Mädchen konzipiert – unter den Zeitumständen eine radikale Position. Schlözers Vorurteilsfreiheit schloß offenbar die Einsicht mit ein, daß man inkonsequent verführe, wenn man das menschliche Entwicklungsvermögen allein als Attribut des Mannes ansähe. Nach seiner Auffassung waren auch die Mädchen zur Erziehung im Dienste der Vernunft befähigt und im Prinzip auch berechtigt. Diese Einstellung strahlte auf Schlözers Experiment aus. Daß sein erstes Kind nun einmal ein Mädchen war, konnte ihn keinesfalls davon abhalten, gerade auch mit diesem Kind das Experiment durchzuführen. Damit zeigte er, daß er die Aufgabe der Pädagogik, durch Bildung die Voraussetzungen für den Gebrauch der Menschenrechte zu schaffen, schon ernst nahm. Nicht nur im Hinblick auf die Bildungsfähigkeit, sondern auch bei den Bildungsinhalten machte Schlözer auffallend wenig geschlechtsspezifische Unterschiede. Das belegt der Stoff, den er Dorothea vermittelte bzw. vermitteln ließ.

2. Dieser aufklärerische Zug stieß aber dort auf Grenzen, wo es um den Prozeß der Aufklärung ging. Statt die Zöglinge – oder im konkreten Fall: Dorothea – schon als keimhaft autonome Menschen zu behandeln, deren Handlungsautonomie durch Bildung weiter zur entfalten wäre, figurierte sie als Objekt seiner Erziehung. Schlözer ‚baute‘ seine Tochter zu Zwecken eigener Selbstbestätigung auf, er funktionalisierte sie – und er benutzte zur Durchsetzung seiner Zwecke die Macht, die ihm als Patriarch und als höchst angesehenem Professor zur Verfügung stand. Was neben Schlözers Bedenkenlosigkeit gegenüber Dorotheas

‚höherer Bildung‘ besonders auffällt, ist die bedenkenlose Unterwerfung des Mädchens, der Frau, unter die Herrschaft des Vaters, des Mannes. Vernunft schlug um in instrumentelle Vernunft. Auch in diesem Punkte war Schlözer der typische Aufklärer. Genauer gesagt: Das Experiment steht für die früh-rationalistische Variante der Aufklärung. Die Unterwerfung blieb noch äußerlich – war noch unbeeinflusst von Tendenzen, die das früh-aufklärerische Primat der Rationalität durch neue Modelle der Erfahrung und Empfindung zu überwinden suchten – Tendenzen, die zur Zeit des Experiments bereits deutlich spürbar waren. Auf diesen ‚inaktuellen‘ Zug des Falls wird noch zurückzukommen sein.

3. Was die Universität anlangt, so darf man sich bei der Bewertung nicht vom heutigen Verständnis eines ordnungsgemäßen Studiums und einer regelrechten Doktorprüfung leiten lassen.<sup>5</sup> Die Studentenschaft im 18. Jahrhundert war relativ jung. Man kam oft schon mit 16, ohne gesicherte Vorbildung (von einer Maturitätsprüfung als Voraussetzung zur Zulassung konnte noch nicht die Rede sein – die „Preußische Instruktion“ von 1788 war noch wenig wirksam; im Königreich Hannover verlangte man das Abitur sogar erst als 1829, freilich nur als Voraussetzung für die Zulassung zum Staatsdienst). Nach drei Jahren, also mit 19 oder 20, und einem wenig geregeltem Studium verließ man die Universität wieder – vielleicht mit einer Promotion. Abgeschlossen wurde an der Philosophischen Fakultät (der ‚Artistenfakultät‘) meist noch mit dem Magister (im Unterschied zum Abschluß an den ‚oberen‘ Fakultäten – Theologie, Jura, Medizin), obgleich gegen Ende des 18. Jahrhunderts auch an den Philosophischen Fakultäten der Dokortitel gebräuchlicher wurde. Die Übergänge waren fließend, der Sprachgebrauch im Alltag schlampig. – Vor diesem Hintergrund erscheinen Dorotheas Studienverlauf und Prüfung nur als begrenzt abweichend. Das Ganze war also kaum die ‚erbärmliche Farce‘, als die Schiller und manch‘ andere es hinstellten. Das Abweichende war hauptsächlich doch, daß es sich um das Studium und die akademische Prüfung einer Frau handelte. Die Fakultät, die dies zuließ und veranstaltete, wurde dadurch gleichwohl nicht zu einer Vorkämpferin der ‚Frauenemanzipation‘. Sie war damals nur ein wenig unkonventionell, fortschrittlich.

Ohne die spezifische Stellung und Organisationsform der Göttinger Universität wäre eine Promotion wie die Dorotheas damals wohl kaum möglich gewesen. Nicht, daß man Dorothea den Grad geschenkt hätte: sie wurde schon ernsthaft präpariert und examiniert. Aber hätte man an einer der alten korporativen Universitäten eine junge Frau überhaupt zum Examen zugelassen? Wohl kaum. Im deutschen Sprachraum gab es nur einen einzigen Präzedenzfall:

---

5 Vgl. Helmut Schelsky, Einsamkeit und Freiheit. Idee und Gestalt der deutschen Universität und ihrer Reformen, Reinbek 1963, S. 22-27; Ilse Costas, Die Sozialstruktur der Studenten der Göttinger Universität im 18. Jahrhundert, in: Anfänge Göttinger Sozialwissenschaft, S. 127-149, hier S. 140; Thomas Ellwein, Die deutsche Universität. Vom Mittelalter bis zur Gegenwart, Wiesbaden 1997, S. 56.

die Promotion von Dorothea Erxleben zum Doktor der Medizin, und diese hatte 1754 an der anderen deutschen Reformuniversität stattgefunden: in Halle. Kann man sich des weiteren vorstellen, daß die Promotion in Göttingen hätte vollzogen werden können ohne die für diese Universität vielleicht besonders charakteristische Ansiedlung im Zwitterfeld von Öffentlichkeit und Privatheit? Natürlich war die Georgia Augusta als staatliche Anstalt, auf der die Aufmerksamkeit des Weltpublikums ruhte, eine Institution der Öffentlichkeit: infolge ihrer Unterbringung in einer Kleinstadt, die sie dominierte; infolge der Überschaubarkeit der räumlichen und sozialen Verhältnisse – das Leben der Professoren und ihrer Familien spielte sich auf einer Fläche von einem halben Quadratkilometer ab, jeder kannte jeden –; infolge schließlich der fortbestehenden Verbindung von Wohn- und Arbeitsstätte – die Professoren wickelten einen Großteil ihrer Amtsgeschäfte zuhause ab. Infolge all' dieser Umstände ragte aber die Privatsphäre in starkem Maße in das offizielle Leben der Universität hinein. Es war nun dieses Faktum einer großen Schnittmenge zwischen Privatheit und Öffentlichkeit, welches die Durchführung der Promotion wesentlich begünstigte. Denn solange man sich in diesem Zwischenreich bewegte, konnte man die Traditionen und Regeln, auch solche, welche das Frauenstudium eigentlich ausschlossen, flexibel handhaben und öffnen. Hier fiel es dann leichter, den Gesichtspunkt der Opportunität walten zu lassen und so zu fassen, daß der persönlichen Lage und den Interessen des Erziehers und der Kandidatin Rechnung getragen wurde. Hier gab es nicht zuletzt auch einen Bonus der Vertrautheit. Man kannte Vater und Tochter Schlözer, hatte tagtäglich mit beiden zu tun, schätzte beide.

Jene Akte im Zusammenhang mit Dorotheas Promotion allerdings, die sich nicht in diesem privat-öffentlichen Zwischenfeld halten ließen, sondern eindeutig öffentlich waren, bereiteten allerlei Schwierigkeiten. Auch als *Doctor philosophiae designatus* blieb Dorothea als Frau, zumal als junge und unverheiratete, ein öffentliches Nullum. Das erste Problem stellte sich bereits mit dem Magistereid, den alle Kandidaten nach bestandener Prüfung zu schwören hatten.

Ein männlicher Kandidat hätte auf die verlesene Eidesformel „So wahr mir Gott helfe“ geantwortet und die Urkunde unterschrieben. Dorothea war aber als Frau nicht eidesfähig, konnte dies also nicht tun. Für diese Prozedur fand sich noch eine flexible Lösung: Dorothea versprach einen Tag nach der Prüfung dem Dekan in die Hand, den Inhalt des Eides beachten zu wollen, und statt ihrer Unterschrift schrieb der Dekan einen Protokollsatz auf die Urkunde. Keinesfalls so elegant zu regeln waren die Probleme, die sich mit der Proklamation Dorotheas zum Magister der Philosophie stellten. Diese sollte zusammen mit den anderen Ernennungen im Rahmen des Festakts anlässlich des 50jährigen Bestehens der Georgia Augusta stattfinden.

Solche Feierlichkeiten stellten aber ein Ereignis dar, für das der traditionale Typ des sozialen Verkehrs, die repräsentative Öffentlichkeit des absolutistischen Staates an einer modernen Universität wie der Göttinger noch eben so voll in Funktion war wie an einer beliebigen alten. Für eine junge unverheiratete Frau war auf diesem Festakt kein Platz, selbst wenn sich die Universität im Rahmen dieses Aktes mit radikaler Aufgeklärtheit hervortun wollte, wie sie sich in der Verleihung eines ihrer akademischen Grade an eine solche Frau äußerte. Für Improvisationen und Zweckmäßigkeitserwägungen bestand kaum noch Spielraum. Das öffentlich-private Zwischenreich war verlassen. Was nun sanktioniert wurde, waren die starren Regeln repräsentativer Öffentlichkeit.

Die Feier war eine reine Männerangelegenheit. Nur auf der Empore sah man Damen, freilich nur verheiratete. Die Anwesenheit einer unverheirateten ‚Mamsell‘, wie Dorothea eine war, hätte man als unschicklich empfunden. Obwohl ihr als Dr. des. ja eine Rolle bei den Feierlichkeiten zukam, zog sie nicht mit den anderen Kandidaten in die Kirche ein, ja sie befand sich überhaupt nicht im Kirchensaal. Anscheinend war dieser Widerspruch niemandem aufgefallen, und wenn doch, so hat jedenfalls niemand auch hier eine Lanze für die junge Frau brechen wollen. Zu fest gefügt war die überkommene gesellschaftliche Rangordnung, zu labil die erreichte Verflechtung zwischen absolutistischem Staat und moderner Wissenschaft, zu abhängig und eingefügt in alte Formen waren schließlich die durch ihre traditionale Rolle im Sinne eines weiblichen ‚Standes‘ festgelegten Frauen, als daß Dorotheas Nicht-Teilnahme auch nur die Spur einer Irritation hinterlassen hätte.

Die Widersprüche, die Dorotheas Erziehung prägten und hier hervorgehoben wurden, durchzogen auch ihr ganzes weiteres Leben. Ja, sie erfuhren nach 1787 eine Steigerung, die auf Dauer von Dorothea gar nicht zu bewältigen war. Was konnte aus Dorothea Schlözer nach der Promotion überhaupt werden? Der für Göttinger Absolventen häufige Weg in den Rang eines gehobenen Staatsdieners war ihr als Frau versperrt. Auch die Gelehrsamkeit, die noch zu Gottscheds Zeiten als Attribut einer ebenso herz- wie verstandesgeschulten Dame galt, bot keine Perspektive mehr. Jedenfalls war dieses Rollenverständnis prekärer als drei Jahrzehnte vorher, als Dorothea Erxleben zur ersten Dr. med. promoviert wurde, um ihrer bereits ausgeübten ärztlichen Tätigkeit anfeindungsfrei weiter nachgehen zu können. blieb hauptsächlich der Heiratsmarkt. Schlözer, auch hier ganz Rationalist, kalkulierte die Chancen – Dorothea, noch die brave Tochter, folgte ihm. In der Zwischenzeit studierte sie weiter, besuchte auch weitere Vorlesungen des Vaters, und war ihm auch als eine Art Assistentin nützlich. Unter seiner Anleitung hatte sie fleißig die lästigen Teile der Münz-Umrechnungen zu besorgen, die ihr Vater für seine *Münz-, Geld- und Bergwerksgeschichte des Russischen*



*Kaisertums vom Jahre 1700 bis 1789* (erschienen 1791) brauchte und für die er ihr durch eine Erwähnung in der Vorrede dankte.

1792, mit 22 Jahren, heiratete Dorothea nach Sichtung anderer Interessenten Mattheus Rodde – einen reichen Lübecker Patrizier, Witwer mit drei Kindern: geschmackvoll, gesittet, freilich auch oberflächlich und eitel, der sich von der Verhelichung mit der ebenso bewunderten wie umstrittenen Doktorin eine weitere Illumination seiner ohnehin schon glanzvollen Lebensführung versprach. Eine *mariage de raison*. Dorotheas Promotionsurkunde fand nun einen repräsentativen Platz in Roddes Kontor. Es kam, wie es kommen mußte. Die Ehe verlief unglücklich. Dieses Unglück wiederum öffnete Dorothea für die Beziehung mit einem anderen Mann: Charles de Villers – ein ebenso charmanter wie gebildeter französischer Emigrant.

Im Kontakt mit Villers erschloß sich Dorothea eine ganz neue Welt. Inspiriert durch Villers, unternahm sie nun Entdeckungsreisen in die Schöne Literatur, sah Theater, hörte Musik und tauschte mit Gleichgesinnten die gewonnenen Empfindungen und Gedanken aus. Häufig war sie zusammen mit Villers auch in Neumühlen an der Elbe zu Gast, einem schönen Landsitz der Kaufmannswitwe Johanna Sieveking, geborene Reimarus, und Sammelpunkt von Künstlern, Gelehrten, Kaufleuten, Emigranten: Klopstock, Jacobi und Voss, die Emigranten Talleyrand und La-Fayette, aber auch Reinhard, den französischen Gesandten schwäbischer Herkunft, der eine Reimarus geheiratet hatte, traf man hier. Und hier war auch die neue Dorothea in ihrem Element.

„Ein himmlischer Abend bei dem lieben Hannchen in Neumühlen“, schrieb sie gelegentlich, „Klopstock war auf seinem Hengst gekommen und blieb. Beim Nachtmahl hatten wir viel Spaß miteinander und göttliches Lachen. Danach gingen wir hinaus und saßen lange schweigend im Mondschein. Plötzlich sprach Klopstock:

Willkommen o silberner Mond,

schöner, stiller Gefährte der Nacht!

Du entfliehst? Eile nicht, bleib, Gedankenfreund!

Sehet, wie er bleibt, das Gewölk wallte nur hin.

Denke ich in Gegenwart von Klopstock an Voltaire, so glaube ich ein Verbrechen zu begehen.“

Auch wenn man der abschließenden Einschätzung, die auf dem nunmehr um sich greifenden Vorurteil, Voltaire sei ein trockener Rationalist gewesen, beruhte, nicht beipflichten möchte (vielleicht war ja auch gar nicht Voltaire gemeint, sondern Schlözer): Daß sich Dorothea weiter entfaltete, daß sie nun zu einer vielfach gebildeten, verständigen und fühlenden,

anregenden und anziehenden Frau wurde, das kann man sich sehr gut denken. Dorothea hat offenbar mit ihrer Teilnahme an den norddeutschen literarischen Zirkeln, mit ihrer neuen Lektüre, aber auch im Vollzug ihrer neuen Rollen – der Mutter und der platonischen oder nichtplatonischen Geliebten –, jene neue Haltung kennengelernt und dann auch biographisch nacherlebt, die in der Sprache der Zeit selbst schon mit dem Begriff der Empfindsamkeit belegt worden war. Was sich im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts im Großen der Gesellschaft abgespielt hatte – die Flucht des deutschen Bürgertums in Natur und Innerlichkeit als Reaktion nicht nur auf die politische Vorherrschaft des Adels, sondern auch auf die Zwänge der bürgerlichen Zivilisation selbst, die umso bestimmter wurden, je mehr diese Zivilisation unter dem Einfluß aufklärerischer Ideen durchrationalisiert wurde –, das fand in den 1790-er Jahren auch im Kleinen der Biographie Dorotheas statt. Als Dorothea registrierte, wie wenig ihr der Rationalismus, den ihr Schlözer mitgegeben hatte, in ihren Beziehungen zu Rodde half, ‚floh‘ auch sie in die Welt von Gefühl und Liebe, Kunst und Kultur. Doch abweichend von der bürgerlichen Gesellschaft, die in ihrem geschichtlichen Fortgang für diesen Rückbezug der Menschen auf sich selbst arbeitsteilige Lösungsformen etablierte, welche die Frauen auf die Sonderrolle der Empfindsamen festlegten und den Männern das Monopol auf die Zweckrationalität zuerkannten, entwickelte sich Dorothea zu einer Doppelgestalt: Sie ließ ihren Rationalismus nicht hinter sich, sondern hielt ihn aufrecht, legte sich aber eine empfindsame Seite zu. Diese ihre Zweischichtigkeit machte die Exzeptionalität dieser Frau auf der Höhe ihrer Entwicklung aus – eine Besonderheit, die eine Stärke sein konnte, aber nicht sein mußte.

Im Fall von Dorothea wurde sie mit der Zeit ein Problem. Der Form nach war das Leben Dorotheas nun eine *ménage à trois* – ein Dreieck, ein Kompromiß, eine Koexistenz, ein Nebeneinander von neuem und altem Leben. Sie wollte und konnte ihren Gefühlen jetzt in der Beziehung zu Villers mehr Raum geben und wollte doch die auf Sicherheit bedachte Schlözerin, die sich schicklich aufführende Tochter ihres Vaters, bleiben. Glück brachte dieses Nebeneinander keiner und keinem der Beteiligten, ganz bestimmt nicht Dorothea. In Dorotheas Biographie sind die historischen Strömungen des ausgehenden 18. Jahrhunderts wie durch ein Brennglas vereinigt. Natürlich liefen diese Linien auch im Leben anderer Personen dieser Generation zusammen. Daß aber, wie es bei Dorothea der Fall war, die Erziehung einer Frau unter dem Vorzeichen einer extremen frührationalistischen Offenheit für Frauenbildung stattfand und sich das erwachsene Leben eben derselben Frau in engem Kontakt mit intellektuellen Zirkeln vollzog, die in der Überwindung des frühaufklärerischen Primats der Rationalität durch Empfindung führend waren, das hat es wohl nirgends sonst

gegeben. Insofern scheint die Biographie Dorotheas eine Ausnahme zu sein – eine interessante, vielsagende freilich, weil man in ihr mikroskopisch, im Kleinen eines einzelnen Lebens, konkret nachvollziehen kann, wo überall sich Wurzeln für die Dialektik der Aufklärung befinden.

In der Verdichtung von Einflüssen, die in anderen Biographien verdünnter und vereinzelter auftraten, lag die große Chance Dorotheas, aber auch ihr Lebensrisiko. Sie bekam von vielem vieles: Verstand, Geist, Herz, vielleicht auch Begierde. Historisch wie individuell war ihr die Chance gegeben, zu einer außergewöhnlichen gesellschaftlichen Existenz vorzudringen. Das Leben hätte ihr weit mehr Entfaltungsmöglichkeiten bringen können als mancher ihrer Zeitgenossinnen. Ihr Risiko freilich bestand darin, daß sie die Integration der verschiedenen Dimensionen zu einem harmonischen Ganzen nicht schaffte, daß die verschiedenen Einflüsse sich zu Gegensätzen verhärteten, die Dorothea innerlich spalteten statt sich gegenseitig aufzuwiegen und zu kontrollieren. Dieser Gefahr war sie vor allem deshalb unterworfen, weil das entscheidende Ingredienz innerer Unabhängigkeit ihr in ihrer Erziehung nicht nahegebracht worden war. Gerade über dieses zu verfügen, wäre aber umso wichtiger gewesen, als die Gesellschaft, in die sie hineinwuchs, immer stärker das Modell einer bloß empfindsamen Frau zur Norm erhob. Aus den Eigenschaften, die Dorothea im Laufe ihres Lebens erwarb, ließ sich daher nicht ohne weiteres ein Profil gewinnen, welches den Konventionen der bürgerlichen Gesellschaft entsprochen hätte, die sich jetzt weiter etablierte.